

Literatur des Auslandes.

N^o 31.

Berlin, Montag den 12. März

1838.

I t a l i e n.

Paganini.

Ich habe Paganini wiedergesehen in den Sälen des Casino, welches seinen Namen führt, aber wesentlich verändert in seiner Person von seinem früheren Auftreten in den Jahren 1831 und 1832. Abgespannt und zusammengefallen, bezahlt er der Natur den Tribut für seine übermäßigen zwanzigjährigen Anstrengungen, die er dem Auge des Publikums stets zu verbergen suchte. Wer Paganini in seiner jetzigen Verfassung sieht, der muß fühlen, wie theuer der Künstler seinen Ruhm erkauft habe, und daß selbst ein Genie die Lorbeern nicht im Fluge erhasche, wie man so oft den Dichtern nachspricht. Ja, ich habe ihn wiedergesehen in der Gestalt, die vier neue Jahre strenger Studien und Zurückgezogenheit ihm aufgedrückt haben. Ich brauche wohl nicht erst hinzuzufügen, daß ich einen bleichen und gebrochenen Mann gesehen habe. Aber Personen hohen Standes, gründliche Musikkenner, versicherten mir, daß er, trotz seiner Leiden, in den letzten Konzerten zu Mailand und Venedig sich größer und mannigfaltiger als 1834 in London und Paris gezeigt habe. Seine Seele ist noch frisch und ungebeugt, strahlt kühnere Geistesblitze als je, wenn auch der Leib verfault und seinem Ruin entgegengeht. Durch den Verlust der Zähne bekommt der untere Theil seines Gesichts den Ausdruck des höheren Alters; verschwunden ist das Auge, in welchem der erste Widerschein seiner magischen Töne glänzte. Vergeblich sucht man noch den kräftigen und beherrschenden Künstler, welchen der Griffel Veron's so täuschend wiedergab, oder den keuchenden Mann, wie er aus der geistreichen Zeichnung einer bekannten Gräfin hervorging. Der einzige Schmuck des frühzeitigen Greises ist seine gewölbte glänzende Stirn, auf der die Jahre ihre Furchen gezogen haben. Aber noch tritt aus diesen verfallenen Zügen die denkende Seele hervor, noch umspielt jenes sardonische Lächeln seine Lippen, welches mehr von Ueberdruß als Erstorbenheit zeugt, von Ueberdruß an einer Welt, die er in dem fröhlichen Gewühl der Soireen kennen gelernt zu haben glaubt, in der That aber nie kennen gelernt hat.

Wer wollte heute den jungen Künstler in ihm erkennen, der in den höchsten Zirkeln von Lucca und Piombino sorglos seine Zeit verbrachte und den kleinen Hof Elisa Bonapartens durch den Ruf seiner Talente in Bewegung setzte? Oder den, welcher in einer späteren Epoche sein Geld mit vollen Händen auf Vergnügungen und seine Zeit in nutzloser Gesellschaft vergeudete? Diese Periode liegt weit hinter ihm; das sagt Euch sein veränderter Anblick, faßt ihn nur ins Auge: gleichgültig gegen die Vergangenheit, krank, launisch, nachlässig und auffallend in seiner Tracht, sehet, das sind einige Züge zu dem Portrait des gealterten Paganini. — Aber, ist es ihm allein so gegangen? For, den großen For traf das nämliche Schicksal. Zu den Zeiten des Lord North der lebendige Modenspiegel für die Welt der Stutzer, kam er in den Tagen seines höchsten Ruhmes mit schlotternden Beinleidern, einem abgetragenen kastanienbraunen Rocke, einem Ostindischen Schnupstuche um den Hals geschlungen und einem zerdrückten Hut unterm Arm ins Parlament; aber wo Geistesgröße so entschieden hervortritt, verzeiht man gern eine Eigenheit oder ein Vorrecht dem Genie. In seiner Jugend hatte For in den Niederlanden um die Domänen gespielt, die der begüterte Lord Holland ihm hinterlassen hatte. — Auch Paganini verlor im Spiel bedeutende Summen, wie sie ihm durch die Hände gingen, oder gab sie auf Genüsse aus. Seine Gläubiger wuchsen wie sein Ruhm, und es kam so weit, daß er zuletzt allein für ihre Befriedigung arbeiten mußte, daß sie an Konzert-Abenden mit der Schaar der Dürftigen den Ausgang des Saales förmlich belagerten, um ihre Papiere gegen sein Geld einzutauschen. In diesen Jahren hatte das Geld für ihn keinen Werth, seine Studien und der Beifall des Publikums galten ihm Alles, und in dieser Beziehung gleicht er For: er hat nie mehr gearbeitet, als in der Periode seiner unmaßigen Verschwendung. Beide sind von diesem Extrem, der Eine zu geregelter Lebensweise, zu strenger Dekonomie der Andere zurückgekommen. In Folge seiner besseren Wirthschaft hat Paganini in erstaunlich kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen gesammelt; doch hält er auf Geld nur als ein Mittel, zu Einfluß zu gelangen, und weil das Talent „nicht lange seine goldene Anziehung zu bewahren“ pflegt. Zu seinem

eigenen Gebrauch hat er stets eine gewisse Baarsumme; der Genuß seines Vermögens bleibt seinem jungen Sohne, der seine Gesellschaft, seine Familie bildet.

Sein gegenwärtiger Haushalt ist beschränkt; er hat kein Hotel, keine Dienerschaft, während die Verwalter den Palast, dessen Eigenthümer er ist, nach Herzenslust bewohnen und den gütigsten, vielleicht großmüthigsten Herrn an ihm finden. An Beweisen seiner Freigebigkeit und seines Edelmuthes fehlt es nicht, und wir selbst entsinnen uns einiger. — Jüngst suchte ihn ein alter Freund auf mit der Erzählung seiner vielen Unglücksfälle und rührt ihm dermaßen das Herz, daß er 30,000 Francs zu seiner Abhülfe demselben überweist. — Sein Italiänischer Gerant giebt ihm Rechenenschaft von der Unterbringung der Gelder, die er in vielen Jahren gesammelt hat; Paganini zeigt Freude über das Verfahren und macht ihm aus Erkenntlichkeit ein Geschenk von 200,000 Francs (?). — Man erinnert sich, daß Janin ihm in seinen Referaten vorgeworfen, ein Konzert zum Besten der Armen von St. Etienne verweigert zu haben. Als die Nummer des Journal des Débats in Genua dem Künstler zu Gesicht kam, versagte ihm die Stimme, und er konnte nur lispeln: „Ich habe Herrn Janin nichts abgeschlagen, wollte lediglich nicht in den Tuilerieen spielen.“ Doch machte Janin's Wort auf ihn einen solchen Eindruck, daß er von der Zeit ab nur zum Besten der Armen gespielt hat. — Vor wenigen Monaten besuchte ihn ein Jugendfreund, findet offene Thür und fürstliche Aufnahme neben der Vertraulichkeit längst verfloßener Tage, ein Mann, der das Gepräge der Dürftigkeit in seiner ganzen Erscheinung trug. So wenig Paganini sonst von Musik spricht, sein Freund wünscht es, und er bricht sein Schweigen, indem er ihm einige Improvisationen auf der Guitarre spendet mit den Reichthümern seines Talents, welche sich an den engen Wänden des Zimmers brechen.

Im Jahre 1832 bezeugte der Hof der Tuilerieen den Wunsch, ihn zu hören; man trägt ihm ein Konzert an, und er geht darauf ein. Nachdem der Künstler sich dahin erklärt hatte, Tages vorher den Saal in Augenschein zu nehmen, um sein Instrument nach der Lokalität zu stimmen, führt man ihn seinem Verlangen gemäß auf das Schloß. Er macht gegen den Intendanten die Bemerkung, daß die Tapissierie des Saales der Entwicklung des Echo's ungünstig wäre, und begehrt einige leicht zu bewerkstelligende Umänderungen, die er angiebt; aber der Intendant scheint kein Ohr dafür zu haben. Paganini zieht sich betroffen zurück, fest entschlossen, am folgenden Tage nicht zu spielen. — Die Stunde des Konzerts naht heran, der Hof findet sich ein, füllt die Logen, nur der Künstler ist nicht im Orchester. Da er lange auf sich warten läßt, giebt man Zeichen der Ungeduld, und endlich ist's entschieden, er kommt nicht; und als man nach ihm schickte, erfuhr man, daß er gar nicht ausgewiesen wäre, sondern sich früh zu Bette begeben hätte. — Aehnlich ist folgender Zug. Vor fünf Jahren reist Paganini nach Turin und versetzt Stadt und Hof in einen musikalischen Paroxysmus; der König selbst bietet ihm die Hand zu einem Konzert. Von den Beweisen fürstlicher Huld gerührt, fragte Paganini den König während der Audienz, ob es ihm gefällig wäre, eine eben fertig gewordene Piece zu hören. Der König nimmt es mit Lebhaftigkeit auf, und Paganini führt sein phantasiereiches Werk aus. Als er fertig war, erhob sich der ganze Hof und bezeugte zu wiederholten Malen seinen lauten Beifall. Der König ist der begeistertste der Hörer. — Den folgenden Tag läßt der Intendant öffentlich anzeigen, daß Paganini morgen in der Soiree bei Hofe spielen werde. Der Künstler macht einige Entschuldigungen, er könne nicht spielen, sey noch zu angegriffen, wird aber mit denselben nicht gehört. Er erhebt nun laute Klage und will nicht Folge leisten. Die Sache nimmt einen ernsten Charakter an: man fordert, wird dringender; er bleibt bei seiner Weigerung. Die Stunde des Konzerts kommt und mit ihr der König; Alles ist da, nur Paganini nicht, und man muß dem Könige sagen, daß er nicht spielen wolle. Gendarmen griffen ihn Tages darauf und führten ihn an die Gränzen Italiens. — Man wird einen Mann vom höchsten Verdienst nicht tadeln, daß er an seiner Person das Recht der freien Zustimmung und die Würde des Charakters geachtet wissen will. Uebrigens haben solche Vorgänge das Gute, daß sie die längst vergessenen Pflichten der Höflichkeit den Intendanten wieder einschärfen werden.

Als Paganini vor wenigen Monaten nach Genua zurückkehrte, erfuhr er, daß die Gemahlin Napoleon's, die Herzogin Marie Louise, eine seiner Besitzungen in dem Gebiete von Parma in Augenschein zu nehmen sich aufgemacht und, indem sie seinem Talente lautes Lob gezollt, nur bedauert hätte, ihn nicht für immer in dem Schoße seiner Häuslichkeit zu wissen. Sobald sie seine Rückkehr erfuhre, fügte sie hinzu, würde sie ihren Besuch wiederholen. Diese Nachricht verfehlte nicht ihren Eindruck auf den Künstler; er richtete von Genua aus einen Brief voll höflichen Dankes an die Herzogin und nannte sich darin im voraus glücklich, der seinem Hause versprochenen Ehre zu genießen. Kaum hatte die Großherzogin seine Ankunft erfahren, so ließ sie ihm ihre Absicht, ihn zu besuchen, wiederholen und um eine schickliche Zeit ersuchen. Umgehend war die Antwort mit der verlangten Auskunft da und der ganze Hof dazu geladen. Eine Legion Köche war durch die Bemühungen seines Intendanten im Nu zusammengetrieben, und die Fürstin verlebte mehrere Tage auf seinem Landgute unter überraschenden Festlichkeiten, auf denen Paganini eben so durch seine Feinheit wie durch seinen Geschmack ihre Bewunderung zu erregen wußte. — Kaum war Paganini allein, so ließ er seine Stegreif-Wirtschaft verschwinden und begab sich in Begleitung seines Sohnes auf seine „letzte Kunstreise“, wie er sich von jeder neuen auszudrücken pflegt. — Seitdem sind acht Monate verstrichen. Paganini kam mit neuen Compositionen in Paris an, weil er, nachdem alle Hauptstädte Europa's ihn aufgenommen hatten, zu der richtigen Ueberzeugung gekommen war, daß Paris das Vorrecht besitze, den Künstlerzeugnissen des Genies die Weihe zu geben. Doch bringt er diesmal nicht Flitterstaub oder einige verschrobene Griffe und andere unwürdige Kunststücke mit, sondern überraschende Effekte, die mehr als je mit Natur und Kunst im Bunde stehen, in denen, wie Personen von Gewähr versichern, Zeichnung und Kolorit auf das einflussvollste vertheilt sind. Paganini steigt jetzt zur Sonnenhöhe seines Künstlerlebens, nicht bloß als Violinist und originaler Komponist, sondern auch als Gitarrist; denn Paganini ist der feinste und geschickteste Gitarrist, der vielleicht jemals existirt hat, ohne daß man von dieser seiner Fertigkeit Notiz genommen.

Manche Eigenthümlichkeiten werden von seiner Person erzählt, zu denen unter Anderem Folgendes gehört. Hat er einige Zeit pausirt, so werden seine hageren gelben Züge lebhafter, seine Brauen wölben sich anmuthig und bilden einen scharfen Kontrast mit seinen Haaren, die nicht, wie vor vier Jahren, ins Graue spielen, sondern weiß geworden sind und über die Schultern fallen. Sein Mund hat noch das vorüberblitzende Lächeln, und seine Stirn, ohnedies beim geringsten Eindruck gedehnt, wird breit, sobald er den Zuhörer abgibt. Das glänzende Feuer seines Auges verkündet seine schnelle Auffassung, er kann Menschenhaft geben von allen Wahrnehmungen, selbst den entferntesten, die er macht, und seine Miene gewinnt mit dem Interesse an seiner Beobachtung immer steigender an Ausdruck, nicht ein Reflex gewöhnlicher Neugierde, sondern echter Theilnahme an dem Vorfalle. Er schenkt jedem Gespräche seine Aufmerksamkeit oder scheint sie wenigstens zu schenken, so geschickt weiß er jene seine Gleichgültigkeit, die vielbeschäftigten und gezeigten Männern zur zweiten Natur geworden ist, zu verbergen. Sagt man ihm eine Artigkeit, so scheint sein ganzes Wesen zu erwiedern: „Sie sind zu nachsichtig; die Kunst ist so umfassend!“ und an der herben Bewegung seiner zusammengepressten Lippen, an der Art, wie er seinen starken Kopf, den ein langer, dünner Hals trägt, in die Höhe wirft, erkennt der Andere sogleich, daß der Künstler entgegengefügter Ansicht ist, und daß in seinen Augen die Kunst jetzt weniger als jemals ihre Blüthe erlangt zu haben scheint. — Hat er einige Zeit mit Spannung zugehört, so versinkt er dann um so schneller in sein gewöhnliches Träumen, und man findet ihn dann in wenigen Minuten kraft- und farblos wieder und wird durch seinen Anblick belehrt, welche Verwüstungen zehn Jahre übermäßiger Anstrengungen und geräuschvollen Lebens anrichten können.

Redner haben ein kurzes Leben; der Enthusiasmus untergräbt ihren Körper, sie sterben, wie Pitt, Fox, Mirabeau, Burke, Grattan, zwischen 40 und 50; Herz und Pulse schlagen zu rasch, der Geist wurde von der Gewalt des Wortes zu lebhaft ergriffen, und ehe sie sich dessen versehen, unterlag ihr zarter Bau; denn größere Friction bringt schnellere Auflösung. Pitt, zerstört durch Nachtwachen, durch fünfundsanzigjährige Parlaments-Debatten und politische Stürme, sinkt ins Grab, als die Herrschaft Napoleon's ihm unzerstörbar dünkte. Eben so Fox durch die vielfachen Erschütterungen, an denen sein Leben so reich war. Gegen kurzes Leben langer Ruhm ist ein würdiger Einzug, und gerade diese Männer besiegen oft lange ihre Hinfälligkeit und behaupten sich auf ihren Bänken, diesen Schlachtfeldern von Bürger-Glück und Ehre, auf denen sie mit anderen großen parlamentarischen Geistern sich maßen. Aber was die Kräfte auch feindlich zusammenführt als Repräsentanten entgegengesetzter Staats-Maximen und die Redner hinriß und oft athemlos machte: ihre Ideen gehörten der Wirklichkeit an, und doch ist es meist das Ideale, was Hirn und Nerven angreift. Ein Musiker, ein Komponist von Paganini's Größe hat es nur mit Idealen zu thun, jenen abstrakten Urtypen, die jeder schöpferische Geist ins Dasein ruft, und welche die menschliche Vernunft voraussetzt, um sich über das Bekannte zu erheben. Der Redner, der gefeierte Staatsmann, der Publizist, dürfen oft nur wohlreden; der ausübende Künstler, wie Paganini, ist gleich einem Sisyphus zu steter, unausgesetzter Anstrengung verurtheilt, muß eine immer rege Begeisterung sich

erhalten, um auf der zitternden Saite die zartesten wie die stärksten Gefühle nachzubilden und zu veredeln, er muß eben so originell als ideal seyn. Das Publikum überläßt es den Kennern, die Schönheiten der Instrumentirung zu prüfen, aber um seinen lauten Beifall, sein Händeklatschen zu zollen, verlangt es die wirkungsreichsten Klänge durch die einfachsten Mittel. Alle Geheimnisse der Menschenbrust mit ihren Schmerzen und Freuden, die Stimme des Jabels und der Melancholie müssen durch eine leise Modulation, bald durch einen Akkord, bald durch eine harmonische Verschmelzung oder eine verlängerte klagende Note den Saiten abgelauscht werden. Der Mann, der sich in den Dienst des Publikums begiebt, um ungeahnte Effekte im Augenblicke zu schaffen, unterzieht sich Anstrengungen und Anspannungen, wie sie dem beschäftigtesten und überlaufendsten Staatsmann unbekannt bleiben. An dem Tage, wo man Paganini in seiner wachsenden Begeisterung hört, bekommt man eine Ahnung von der Allgewalt der Musik, und die Fabel von den alten Barden, einem Amphion oder Orpheus, scheint Wirklichkeit erlangen zu wollen. So mächtig, so zauberisch wirken seine Töne in ihrer Reinheit und Mannigfaltigkeit.

Nur dem Bercin der seltensten Talente verdankt Paganini seinen Ruhm. Sein Leben, nur kurz in dem Taumel jugendlichen Leichtsinnes, obgleich in der Nähe einer hochherzigen Fürstin, dahin geflossen, ging bald in ernste Studien und verzeihendes Brüten auf neue Bahnen in dem Gebiete seiner Kunst über. Er hatte keinen Sinn für die großen politischen Ereignisse, die sich um ihn her aufthürmten, und nahm keinen Theil daran, als sie zum Ausbruch kamen. Dennoch trat sein Genie, ein Genie des Friedens, in Verbindung mit den Männern, die sich auf dem politischen Felde ausgezeichnet hatten, und wer von diesen ihn begriff, hielt sich eng zu ihm, und keiner seiner Landsteute wagte ihm im Westren gegenüber zu treten. Er hat die Grenzen Italiens verlassen, ist nach Deutschland gegangen, wo er Instrumentirung und Methode lernte, hat unter dem Dache seiner berühmtesten Kunstgenossen gespielt, den Reich verstummen gemacht und seinem Ruhme Schwingen geliehen. Die Aufforderungen drängten sich von allen Seiten, er konnte ihnen nicht genügen. Berlin, München, Warschau, Weimar, Wien genossen und priesen längere Zeit die Zauber seines Instruments. An Fürstenthöfen, in volkreichen Städten ließ er sich hören, aber die unzähligen Privat-Einladungen, selbst großer Häuser, schlug er aus, weil er die in der Einsamkeit errungene Meisterschaft nur der Dessenlichkeit zur Theilnahme vorlegen wollte. Sein Triumph war vollständig, selbst die höchsten Staatsmänner Deutschlands, in der Regel Freunde der Musik, suchten den berühmten Künstler auf, bezeugten ihre Befriedigung an seiner feinen und kunstvollen Unterhaltung, ihre ungemessene Bewunderung seines Talents; kurz, er hat erreicht, wonach er gerungen, sein Name ist ein Europäischer und wird seine gebrechliche Hülle überleben. Dazu hat er es bei seiner gegenwärtigen beschränkten Lebensweise, die aus Laune alle Annehmlichkeiten eines bequemen Daseyns zurückweist, zu bedeutenden Revenüen gebracht und ist einer der reichsten Grundbesitzer Italiens geworden. Mehrere Fürsten haben ihm Adel und Orden verliehen. Die förmliche Zusage einer heutzutage unbedeutenden Sache, nämlich des Ehrenkreuzes, welches seine ursprüngliche Würde behauptet hätte, wenn es auf der Brust nur solcher Männer wie Bernet, Signon, Rolé, Steuben, Arago befestigt wäre, zog ihn nach Frankreich. Angekommen, spielte er fleißig in der Opera, erhielt großen, gerechten Beifall, gewann viel Geld, nur das gewünschte Ehrenkreuz blieb ihm versagt. Er ging fort, nach England, vermehrte seinen Ruf und sein Vermögen in einem Jahre um eine Million und würde bei weniger Eigensinn leicht noch mehr erworben haben. Mit entkräftetem Körper kehrte er über Paris krank nach Genua zurück, wo Luft und National-Einfluß ihn nach Verlauf weniger Monate wieder herstellten.

Er hat mehrere Mal, so groß auch seine Liebe zum Beifall der Welt und zum Gelde war, große Pausen in seinen Kunstreisen gemacht, ist ganze Jahre nicht aus seinem Zimmer, man möchte sagen, aus seinem Lehnstuhl weggekommen, einzig mit der Ausbildung seiner Virtuosität beschäftigt. Und hätte die Welt sich aus ihren Angeln gedreht, nichts wäre im Stande gewesen, ihn aus seinem freiwilligen Exil ins Leben zurückzurufen. Und diese Uebungen hat er heute noch nicht aufgegeben. Sobald er öffentlich auftritt, sobald sein Entschluß, zu spielen, feststeht, wächst sein Eifer und seine Behendigkeit; dann übt er Tag und Nacht dieselben Griffe, spürt mit Leidenschaft jeder Entwicklung, jedem Effekt nach, auf den er stoßen könnte, und zwar kommen die Töne dann so verworren und massenhaft hervor, daß jedes andere Ohr als das seinige durchaus nichts herausfinden würde; sie dünken uns eben so effektiv als unoriginal. Vollkommen sicher wie ein Meister ist er nur vor dem Publikum mitten in der allgemeinen Erwartung. Nur zu häufig hört man von seiner ungemessenen Leichtigkeit sprechen, und doch ist nicht sobald eine ungegründete Meinung aufgestellt worden, wenn er ein neues Stück in Bereitschaft hat. Er macht alsdann entsetzliche Vorbereitungen, die ihn selbst körperlich erschöpfen, indem er bei der geringsten Anstrengung ganz in Schweiß geräth. Dieses Uebel ist so eingewurzelt, daß es ungeachtet aller Vorsichts-Maßregeln, z. B. einer vollständigen Flanelzbekleidung, eine Reihe beschwerender Lungenkrankheiten ihm zugezogen hat, ja, daß er oft die Sprache verlor, ein Leiden, wovon er besonders in der jüngsten Zeit heimgesucht wird. Natur und Kunst haben seinen Gliedern eine solche Gelenkigkeit verliehen, daß die Bewegungen, die ihm auszuführen möglich sind, anderen Musikern fast unmög-

lich seyn würden. Ferner wird er von einem so feinen und zarten Gehör unterfüßt, daß er die leise gesprochenen Worte, die von den Lippen in das Ohr des Nachbarn gleiten, selbst in großer Entfernung versteht. Man kann von einem Manne mit solchen Vorzügen nur sagen, er ist ein geborener Musiker, und doch steigt seine Aengstlichkeit mit der Nähe des Konzert-Abends. Das Manöver mit Fingern und Händen wird dann zwei Tage ununterbrochen fortgesetzt, die Haupttöne, welche in dem Sätze vorherrschen, kehren immer wieder, und das Getöse in seinem Zimmer ist kaum zu ertragen. Wenn Paganini aber in den Stunden der Begeisterung nach seinem Bogen greift, so muß man sagen, daß er Blut und Wasser schwigt, aber auch nur in solchen Augenblicken des kühnsten Strebens die Geheimnisse seiner erhabenen Kunst enthüllt. Hat er dann noch zwei Stunden vor dem Beginn Repetition angestellt, so spielt er mit unbeschreiblichem Feuer und wird so gewaltig hingerissen, daß das Orchester ihm zu eng wird und er am folgenden Tage in der Regel das Bett hütet. Lauten Beifallsbezeugungen der Masse ist er so entschieden feind, daß er auf das Herausrufen des Publikums nie erscheint. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Jagdfahrt Ludwig's XIV.

(Schluß.)

Für die Zuschauer war die Erscheinung des Königs nichts weniger als triumphierend und pomphaft. Der König war roth von Zorn, sein Aeußeres vernachlässigt, seine Augen matt von den Anstrengungen der Verdauung; so erschien er mit seinen beiden kleinen Pferden, auf dem Hocke des Wagens sitzend, in welchem sich seine beiden Freundinnen befanden, die eine mager, bleich und hinkend, die andere stark und außerordentlich beleibt; in diesem Aufzuge sah der große König, die Wahrheit zu gestehen, einem Halbgoth sehr wenig ähnlich, und er bildete einen auffallenden Kontrast mit der großartigen Erscheinung des Herrn von Rohan. . . gleichsam als wenn ein feindlicher Zufall Beide zu einem für den Stolz des Königs so beschimpfenden Vergleich hätte einander gegenüber stellen und dem Groß-Jägermeister einen verhängnißvollen Triumph bereiten wollen.

Am Fuße des Pfahles befand sich Ludwig in seinem Wagen und hinter ihm sein Gefolge. Auf der linken Seite stand Herr von Villarceaux-Mornay mit den Hunden, zur rechten Herr von Rohan zu Pferde an der Spitze des ungeheuren Jagdgefolges. Da der Kreuzweg sehr breit war, so blieb noch ein schöner, grüner, ungefähr fünfzig Fuß langer Grasplatz zwischen der Kalesche des Königs und Herrn von Rohan.

Als die Kalesche still stand, rückte der Großjägermeister vor. Herr von Rohan war vielleicht nie schöner gewesen; der Haß, der Zorn, der Stolz, die unwillkürliche Bewegung, die sich seiner bemächtigte, wenn er an die Wichtigkeit des Schrittes dachte, den er thun wollte und der ihn in einen Abgrund von unberechenbarem Unheil stürzen konnte, alles dies gab seinen bezaubernden, leichtgerötheten Zügen einen Ausdruck der Traurigkeit, der Kühnheit und des Stolzes. Auf seiner Stirn war, so erschreckend als schön, der feste und unabänderliche Entschluß eines Menschen ausgeprägt, der seine Zukunft und sein Leben auf eine Karte setzt. Er rückte also zu Pferde auf dem von der Sonne beschienenen Plage, der ihn von dem Könige trennte, demselben näher. Sein Haupt war mit einem weiten schwarzen Filzhuic bedeckt; dieser war mit goldenen Treffen besetzt, und auf denselben schwebten die langen weißen Federn hin und her. Seine schönen Haare verdeckten zur Hälfte den Venetianischen Spizenträger, der auf sein hellblaues, scharlachroth gefüttertes Gallakleid herabfiel; goldene und silberne Besätze bedeckten die Nähte desselben. Man konnte sich nichts Glänzenderes als diesen Anzug denken, denn die Knöpfe, die Spange des Degengehenks, welches die feine Taille des Ritters umgürtete, selbst der goldene Griff seines Jagdmessers, welches in einer blaujammernen Scheide steckte, glänzten von Rubinen und Diamanten, an denen sich die Strahlen der brennenden Mittagssonne brachen.

Nicht minder bewundernswerth war der Anstand, mit welchem der Ritter sein schönes Ross zügelte, das er in kurzen Sätzen langsam gegen den Wagen des Königs anrücken ließ. Es hieß Selim und war ein Berberpferd von blendender Weiße; nur die Höhlen seiner großen, schwarzen, feurigen und kühnen Augen, nur seine weitgeöffneten Nasenlöcher hatten eine dunkle bläulich-graue Farbe. Sein kleiner, weißer, trostiger Kopf, in dem sich Charakter und Feuer aussprachen, ruhte stolz auf seinem platten und muskulösen Halse; die Schultern waren hager und nervig, die Brust gewölbt. Diese bezaubernden Umrisse wurden noch mehr durch ein rothes Band hervorgehoben, welches seine Nähe zusammenflocht und so die schöne Linie, welche beim Halse beginnt und bei den Hüften endigt, die Schlangelinie der Pferde, noch bestimmter hervortreten ließ. Die Kraft und Elastizität des kurzen und breiten Gestells, welches von den goldenen Stückerien der scharlachrothen Pferddecke verhüllt wurde, konnte man nur errathen; die Sonne prallte von der schimmernden Decke des schönen Thieres ab.

In seiner linken Hand, die mit einem Handschuh von gestricktem Hirschleder bedeckt war, hielt Herr von Rohan die goldenen Zügel, welche das Pferd mit Schaum bedeckte. In seiner kleinen und weißen rechten Hand, welche sich aus den wallenden Spitzen hervordrängte und von der er den Handschuh abgezogen,

hielt er die Haselgerte, welche er dem König überreichen mußte. Jetzt stachelte er mit seinen goldenen Sporen die Seiten seines Rosses, und mit einem Sage war er am Wagen Ludwig's XIV. Unwillkürlich presste Ludwig XIV. den Griff der Peitsche in seiner Hand, richtete sich auf seinem Sisse auf, und die Augenbrauen zusammenziehend, erwartete er den Großjägermeister mit ziemlicher Festigkeit, während die Damen in seinem Wagen ihre schwarzen Sammet-Masken vorsteckten, um den Zuschauern den Ausdruck ihrer Züge zu verbergen.

Herr von Rohan faßte bleich und ruhig die Gerte am Ende, und nach einem ehrfurchtsvollen Gruße reichte er dem Könige den Griff hin, indem er sagte: „Ich erwarte die Befehle Ew. Majestät zum Treiben.“

Der König nahm die Ruthe nicht und sagte mit einer vor Zorn und Verlegenheit schwankenden Stimme: „Herr von Rohan, ich hatte Herrn Colbert befohlen, Ihnen meine Bestimmungen mitzutheilen. . . sein Ungehorsam verdient Tadel.“

„Er war nicht ungehorsam, aber ich bin es, in der Uebersetzung, daß ich einen solchen Beweis der Ungnade nicht verdient, so lange ich die Ehre habe, Ew. Majestät zu dienen.“

„Wissen Sie, Herr von Rohan, daß ich Niemanden von meinem Willen Rechenschaft schuldig bin, und daß meine Unterthanen, und vorzüglich die Diener meines Hauses, keine andere Pflicht haben, als die, mir blindlings zu gehorchen?“

„Ew. Majestät“, erwiderte der Großjägermeister mit stolzer und aufgeregter Stimme, „das Haus Rohan, welches so viel hohe Verbindungen zählt, hat sich immer glücklich geschätzt, dem Hause Bourbon dienen zu können. Im Namen der Dienste, welche mein Haus dem Ihrigen geleistet, fordere ich Gerechtigkeit, und Ew. Majestät, hoffe ich, wird sie mir nicht verweigern.“

„Herr von Rohan, ich begreife Sie nicht“, sagte der König mit zerstreuter Miene, indem er mechanisch mit seiner Peitsche spielte und die in ihm aufsteigende Unentschlossenheit zu bekämpfen suchte.

„Wohlan“, sagte der Chevalier mit erhabener, aber noch gemäßigter Stimme, „ich will versuchen, mich Ew. Majestät verständlich zu machen. Gestern habe ich, der Großjägermeister von Frankreich, von Ew. Majestät die Befehle zur heutigen Jagd empfangen. Ich habe mich bemüht, für das Vergnügen Ew. Majestät zu sorgen, und jetzt soll ich meine kostbarsten Rechte einem Ihrer Offiziere überlassen. Dies ist es, wofür ich Gerechtigkeit von Ew. Majestät verlange, die Sie mir erweisen können, wenn Sie die Gerte annehmen, welche ich die Ehre habe, Ihnen zu überreichen, und mir befehlen, die Hunde der königlichen Jagd loszulassen. Darf ich hoffen, daß Ew. Majestät mich jetzt verstanden haben?“

Es war schwer, diese Frage zu umgehen. Ludwig wollte dieser peinlichen Scene, ohne zu antworten, ein Ende machen, indem er zu Herrn von Villarceaux, der allmählig näher gerückt war und ebenfalls eine Gerte hielt, mit lauter Stimme sagte: „Herr von Villarceaux, geben Sie mir Ihre Gerte, ich will mit den Hunden des Kabinetts jagen.“ Bei diesen Worten nahm der König die Gerte aus den Händen des Herrn von Villarceaux und sagte: „Jetzt, meine Herren, wollen wir anfangen.“

Diese indirekte Antwort auf seine Aufforderung war so beleidigend und so bedeutungsvoll für Herrn von Rohan, daß er alle Fassung verlor und, ohne gerade den Wagen des Königs aufzuhalten, ihm doch so nahe rückte, daß Ludwig XIV. keinen Schritt thun konnte, ohne ihn zu verletzen. Jetzt ließ er die Zügel seines Pferdes fallen und rief mit schneidender Stimme, indem er die beiden Enden der Gerte faßte: „Da Ew. Majestät mir die Gerechtigkeit verweigert, welche mir gebührt, da ich das Unglück habe, Ihnen so sehr zu mißfallen, daß Sie mich, einen Edelmann, der nur dulden und schweigen kann, Angesichts Aller so grausam mißhandelt. . . so ist von diesem Tage an jedes Band zwischen meinem Hause und dem Ihrigen auf ewig zerbrochen, wie ich diesen Stab zerbreche. . .“ Der Großjägermeister zerbrach die Gerte auf seinem Schenkel und warf die Stücke unter die Räder des Wagens. Dann wendete er sein Pferd der Jagddienerschaft zu, nahm eine Börse, welche an seinem Sattelknopf hing, und warf sie den Leuten zu, indem er sagte: „Lebt wohl, meine Freunde. . . Trinkt dafür die Gesundheit Seiner Majestät.“

„Mein Herr!“ rief Ludwig XIV. mit drohender Miene, indem er sich halb aufrichtete; bald aber bedachte er, daß diese Uebereilung des Chevaliers nur seinen Wünschen diene, und so sagte er gelassen: „Herr von Rohan, Ihre Entlassung von der Würde des Großjägermeisters von Frankreich ist und bleibt angenommen.“ Darauf trieb er seine Pferde an und sagte zu Herrn von Villarceaux: „Brechen wir jetzt auf!“

Der Hof, welcher der Kalesche des Königs folgte, zog unter den Augen des Chevaliers von Rohan vorüber. Dieser blieb endlich allein am Kreuzwege zurück; da spornete er seinen Selim und verschwand bald in den finsternen Gängen des Waldes.

Schweden.

Weihnachtsfeier in Schweden.

Aus den Mittheilungen eines Reisenden.

Der Byzantinische Schriftsteller Procopius, der im 6ten Jahrhundert lebte, ist der Erste, der eine dunkle Beschreibung von der Feier des Weihnachtsfestes im hohen Norden gegeben. Er erzählt, daß dort eine große Insel sich vorfinde, mit Namen Thule, wo das sehr merkwürdige Ereigniß in jedem Jahre eintritt, daß

im Sommer zur Zeit der Sonnenwende 40 Tage lang die Sonne nicht untergeht, wobei es beständig Tag bleibt; daß dagegen auch zur Zeit der Winter-Sonnenwende eben so viel Tage die Sonne gar nicht aufgeht, wobei es beständig Nacht bleibt. Während der Dauer dieser langen Dunkelheit berechneten die dortigen Bewohner die Tage nach dem Laufe des Mondes; gewöhnlich schickten sie dann nach 23 Tagen Dunkelheit Später auf die höchsten Berge, welche, sobald sie das Sonnengestirn erblickten, in die Thäler hinabeilten und dieses laut verkündeten. Die freudigen Gefühle der Einwohner gaben sich dann dadurch kund, daß sie, obgleich noch immer in der Dunkelheit lebend, sich gegenseitig festliche Mahle bereiteten. Diese Feier war bei den Einwohnern von Thule die vornehmste, welche sie hatten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Procopius unter Thule die Skandinavische Halbinsel (Schweden und Norwegen) versteht, da in dem nördlichsten Theil derselben jenes Natur-Ereigniß wirklich stattfindet. In Wardochus, der nördlichst gelegenen Festung Norwegens, ist es beständig Tag vom 21. Mai bis 21. Juli, und beständig Nacht von der Mitte November bis Ende Januar. Bei Lona dauert der längste Tag 21 und eine halbe Stunde und der kürzeste zwei und eine halbe Stunde. Es ist auch leicht zu erkennen, daß das Fest, womit die Einwohner von Thule die Zurückkunft der Sonne feierten, kein anderes als Weihnachten war und die Feier dieses Festes also schon stattgefunden hat, ehe das Christenthum eingeführt worden.

Der Norwegische König Hakon Adelstonsfostre, welcher im 10ten Jahrhundert lebte und der erste christliche König im Norden war, verordnete zuerst, daß der christliche Weihnachten zu derselben Zeit gefeiert werden sollte, wie der heidnische, nämlich am 25. Dezember. Starleson erzählt: dieser König habe befohlen, daß Jedermann verpflichtet seyn solle, so viel starkes Bier vorräthig zu haben, als man von einem Viertel Malz brauen könne, im entgegengegesetzten Falle aber Strafe erlegen solle; auch sollte während der Dauer der Weihnachtszeit nicht gearbeitet werden. Früher war Weihnachten am kürzesten Tage gefeiert worden und dauerte über drei Nächte. Die Heiden verrichteten bei diesem Feste große Opfer; sie schlachteten verschiedene Thiere und dankten zugleich den Göttern für eine gute Aernde. Unter diesen Opfern hieß eines Sonnublot; es bestand darin, daß ein Thier der Sonne zu Ehren geschlachtet wurde. Auch wird berichtet, daß Freyer's Eber oftmals am Weihnachts-Abend an die Gasttafel geführt wurde, wo die Männer beim Becherklang mit der Hand die Borsten des Thieres erfakten und Gelübde zu großen und männlichen Thaten leisteten. In den Familienkreisen wurde die Zeit mit munteren Conversationen hingebracht, wobei die Männer von ihren Heldenthaten erzählten und Gesundheit aus dem umhergereichten Horne getrunken wurden. Tanz, Musik auf der Harfe und Würfelspiel waren schon damals ebenfalls kein unbekannter Zeitvertreib.

Dieselbe Feier, welche vor 1200 Jahren zur Weihnachtszeit in Schweden stattfand, wird noch immer mit Festlichkeit hier begangen. Jedes Alter nimmt an diesem Feste Theil, und darin unterscheidet es sich von der Weihnachtszeit an anderen Orten, wo sie hauptsächlich nur ein Fest der Jugend ist. Ein glänzender Weihnachtsmarkt, wie in Berlin, wo den Blicken der Schaulustigen die verschiedensten Weihnachts-Gaben zur Auswahl gestellt werden; die Ausstellungen, so anziehend und unterhaltend für die heranwachsende Jugend; der geschäftige Betrieb jedes Verkäufers, seine Waaren den Käufern so lockend als möglich darzustellen; geschmückte Basars mit Buden à prix fixe; erleuchtete Treibhäuser, wo der Eintretende, aus der rauhesten Winterluft kommend, Schnee und Eis beim Eingange abschüttelnd, sich unter blühenden Drangenbäumen niederlassen kann — von allem diesem findet sich in Stockholm sehr wenig oder gar nichts vor.

Auf einem der kleinsten Plätze dieser Hauptstadt, der indessen im Mittelpunkt der Stadt gelegen ist und Stortorget (großer Markt) heißt, ist der Weihnachtsmarkt aufgeschlagen; vielleicht aus einigen achtzig Buden bestehend, welche zuweilen erst einige Tage vor dem heiligen Abend geöffnet werden; derselbe bietet jedoch so wenig Ergößliches dar, daß sich gewöhnlich mehr Verkäufer als Käufer und Besuchende dort befinden. Ausstellungen bei den Konditoren und Kunsthandlern finden gar nicht statt, nur haben unter den Ersteren Einige jetzt angefangen, ihre Waaren in einem größerem Lokale als dem gewöhnlichen und in ziemlicher Mannigfaltigkeit aufzustellen. Die Läden der übrigen Kaufleute unterscheiden sich in diesem Zeitraume nur dadurch, daß sie theils weiße besser erhellet und später als gewöhnlich geschlossen werden. Außer der Weihnachtszeit geschieht dies Nachmittags von 2—4 Uhr und Abends 8 Uhr; während dieser Zeit bleiben die Läden den ganzen Tag geöffnet und werden gewöhnlich erst nach 9 Uhr geschlossen. Seit einigen Jahren sind die Läden der Galanteriehändler (Hatsorferare) mit einer großen Auswahl von Kunstsachen gefüllt, vorzüglich Pariser Waaren; auch haben sie an Eleganz gewonnen, würden indessen keinen Vergleich aushalten können mit denjenigen der meisten übrigen Hauptstädte Europa's.

Ein Fremder, der zur Weihnachtszeit nach Stockholm käme, würde von dem geschäftigen Treiben in der Hauptstadt einen vortheilhaften Begriff bekommen, allein auch nur in dieser Jahreszeit sind die Läden wirklich mit Käufern gefüllt; während des größten Theiles des Jahres ist der Absatz der Luxus-Artikel so gering, daß häufig Lotterien veranstaltet werden, um dergleichen

Waaren von einigem Werth zu veräußern. Seit einiger Zeit besteht sogar eine solche Waaren-Lotterie, welche monatlich gezogen wird; die Gewinne werden nach Wunsch, entweder in baarem Gelde oder in Mode-Waaren, ausgezahlt.

Der Weihnachten giebt hauptsächlich dem schönen Geschlechte Stockholms die größte Beschäftigung; da nicht nur die Jugend, sondern jedwedes Alter beschenkt seyn will, so ist es nothwendig, daß ein Vorrath von Hand-Arbeiten sich am Weihnachts-Abend vorfindet. Die Emsigkeit, welche somit bei dem weiblichen Theile Stockholms schon mehrere Wochen und Monate vor dem Weihnachtsfeste stattfindet, hat sogar Einfluß auf die gesellschaftlichen Vergnügungen, und selten beginnen die festlichen Freuden dieser Hauptstadt vor Weihnachten. Da nun bei der Bescheerung am heiligen Abend Niemand ausgeschloffen seyn will, so ist es sehr natürlich, daß auch die Ueberreichung der festlichen Gaben nicht immer durch Auferbauung auf besonderen Tischen erfolgen kann; man hat vielmehr die Einrichtung getroffen, jedes Geschenk in ein besonderes Couvert einzuschließen und versiegelt mit der gehörigen Adresse an die Person gelangen zu lassen, für welche die Gabe bestimmt ist. In den reichen Häusern Stockholms werden an diesem festlichen Abend zuweilen mehrere hundert Pakete geöffnet. Den Wigbolden und Spasvögeln ist es hierbei gestattet, ihren Eingebungen auf dem Couvert neben der Adresse freien Lauf zu lassen oder selbst zu Mystificationen ihre Zucht zu nehmen, so daß oft die Gabe erst durch die dritte und vierte Hand an ihre Bestimmung gelangt. Gewöhnlich vereinigen sich ganze Familien zu einem solchen Feste, wobei dann zum Schluß, nachdem Geist und Auge genugsam angestrengt worden sind, der Genuß des allbeliebten Risgrynsgröt (Weis mit Milch) eine große Rolle spielt, da ohne denselben das heitere Abendmahl seinen ganzen Reiz verliere und zu einem gewöhnlichen Kalas (Schmaus) herabsinken würde.

Die Sitte, sich an jenem Abend gegenseitig zu beschenken, ist in allen Ständen gleichsam national geworden, und von den höchsten bis zu den niedrigsten Familien wird dieser Gebrauch mit strenger Gewissenhaftigkeit befolgt; selbst den Haushieren wird in sehr vielen Häusern durch Verabreichung reichlicheren Futters am heiligen Abend ein Festmahl bereitet, und auch der Bettler erfreut sich dieser Zeit, indem ihm von dem begüterten Nebenmenschen ein Festkuchen (fattig Kakor, Armen-Kuchen) verabreicht wird; doch ist dies mehr auf dem Lande als in der Hauptstadt selbst üblich.

So wie nun in Stockholm der Weihnachten mit Festlichkeit begangen wird, so auch ist diese Sitte allgemeiner auf dem Lande in jeder Provinz. Bei den reichen Gutsbesitzern ist die Feier desselben wenig verschieden von dem, was in der Hauptstadt stattfindet, allein bei den übrigen begüterten Ständen auf dem Lande sieht man die rasche freundliche Hausfrau in ihrem reinlichen selbstverfertigten wollenen Rocke, den Schlüsselbund an der Seite, schon mehrere Tage vor dem heiligen Abend mit Backen beschäftigt; dort kommt der Hausherr aus der Stadt zurück, den von munteren Pferden gezogenen Schlitten beladen mit einem reichen Vorrath von Zucker, Kaffee, Citronen, Arrak und sogar einigen Flaschen Wein. Die ganze Familie eilt ihm zum Empfange entgegen, und jedes Glied derselben bemüht sich, zu erfahren, ob Riis, der Diener, den ihm ertheilten Auftrag gehörig ausgerichtet hat. Der heilige Abend erscheint; Punkt 6 Uhr wird bescheert. Das Dienstoff erwarret ein reichlich mit Essen, Weißbrod und starkem Bier besetzter Tisch. In der Küche dampft im siedenden Kessel ein Schweinskopf, zum festlichen Abendbrod bestimmt, und auch den Pferden wird der Hafer reichlicher als gewöhnlich, dem Hornvieh Timothee-Heu gegeben, und selbst der Haushund wird heute mit kräftiger Suppe traktirt.

Mannigfaltiges.

— Französische Literatur in England. Jules Janin beschließt seinen langen Artikel über die Französische Literatur des 19ten Jahrhunderts, den er für das Londoner „Athendion“ ausgearbeitet, in der am 24. Februar d. J. erschienenen Nummer dieses Blattes. Er hat es sich zuletzt bequem und den Kritiker Gustave Planche zum Mitarbeiter gemacht. Die letzten literarischen Portraits, die er den Engländern vorzeigt, sind die von Scribe, Alex. Dumas und Sainte-Beuve. Nur der Letztere wird gelobt; seine Kritik wird als die gründlichste und rechtlichste dargestellt, die Frankreich aufzuweisen habe. Dagegen läßt er an den beiden dramatischen Schriftstellern seine ganze Galle aus. Janin's Feindschaften mit Scribe sind bekannt: das Feuilleton des Journal des Débats giebt hinlängliches Zeugniß davon, so oft ein neues Stück des fruchtbaren Vaudevillisten zur Aufführung kommt. Diese Feindschaften, diese persönlichen Reizungen, die im Auslande einen noch viel animoseren Charakter erhalten, hat er auch in England nicht vergessen. „Das Land des Moliere“, sagt er unter Anderem, „mußte tief gesunken seyn, als es auf Scribe fiel.“ Wir können uns jedoch einmal mit dieser Entäußerung alles Rationalgefühls nicht befreunden, und so sehr uns auch zuweilen die Sarkasmen des Feuilletonisten im Journal des Débats unterhalten, so unangenehm fällt es uns doch auf, wenn Herr Janin in Englischer Gesellschaft ein zunächst für die Unterhaltung der Engländer angefertigtes Wisz- und Brillant-Feuerverk gegen seine eigenen Landsleute abbrennt.